

Brumlik | Antisemitismus. 100 Seiten

* Reclam 100 Seiten *



MICHA BRUMLIK, geboren 1947, ist emeritierter Professor der Goethe-Universität Frankfurt am Main, war Direktor des Fritz Bauer Instituts und ist seit 2013 Senior Professor am Zentrum Jüdische Studien Berlin/Brandenburg. Er zählt zu den renommiertesten Forschern über die Geschichte des Judentums, zeitgenössische jüdische Themen und Antisemitismus.

Micha Brumlik
Antisemitismus. 100 Seiten

Reclam

2020 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Umschlaggestaltung nach einem Konzept von zero-media.net
Infografik (S. 4 f.): annodare GmbH, Agentur für Marketing
Bildnachweis: S. 24 f., 28, 31: Wikimedia Commons; S. 69: Wikimedia
Commons / Bundesarchiv; S. 87: Wikimedia Commons / Allexkoch;
S. 91: dpa-Bildarchiv; S. 95: Peter Steffen / dpa
Druck und Bindung: Kösel GmbH & Co. KG,
Am Buchweg 1, 87452 Altusried-Krugzell
Printed in Germany 2020
RECLAM ist eine eingetragene Marke
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-020533-4

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de

Für mehr Informationen zur 100-Seiten-Reihe:
www.reclam.de/100Seiten

Inhalt

- 1 Betroffen? Ein Jude in Deutschland
- 9 Judenfeindlichkeit in der Antike
- 12 Christlicher Antijudaismus
- 39 Aufklärung und Revolution
- 46 Antisemitismus: Rassistischer Judenhass
- 71 Heutige Formen des Antisemitismus
- 88 Was können wir gegen Antisemitismus tun?

Im Anhang Lektüretipps



Betroffen? Ein Jude in Deutschland

Der Anschlag auf die Synagoge in Halle am Jom Kippur 2019, dem höchsten jüdischen Feiertag, der zwei Menschen das Leben kostete, markiert einen Wendepunkt in der Geschichte der Bundesrepublik. Dabei war er keineswegs der erste antisemitische Anschlag mit tödlichen Folgen. So deponierten am 9. November 1969 Mitglieder der linksradikalen Guerillabewegung Tupamaros eine Bombe im Jüdischen Gemeindezentrum Westberlins, so starben am 13. Februar 1970 sieben Mitglieder der Jüdischen Gemeinde München, allesamt Holocaustüberlebende, bei einem Brandanschlag, so wurden am 19. Dezember 1980 in Erlangen der jüdische Verleger Shlomo Lewin und seine Frau Frida Poeschke aus antisemitischen Gründen kaltblütig erschossen. Im Falle des Mörders von Halle kam zusammen, was meist zusammenfällt: Hass auf selbstbewusste Frauen, Hass auf Homosexuelle sowie vernichtender Hass auf das Judentum – auf jüdische Menschen, die jüdische Religion und die jüdische Kultur. Zudem war er getrieben von der Wahnidee, die Juden wollten die »weiße Rasse« vernichten bzw. durch die Förderung von Immigration »umvolken«.

Mich hat der Anschlag von Halle tief erschüttert, aber nicht überrascht, war ich doch in meinem Leben immer wieder von

Antisemitismus betroffen. Ich bin der Sohn von den Nazis verfolgter Juden, die die NS-Zeit im von Deutschen besetzten Europa erlebten – Gott sei Dank nicht in Konzentrations- und Vernichtungslagern, sondern ab 1938 bzw. 1942 in der Schweiz. Als fünfjähriges Kind empfand ich die Rückkehr nach Westdeutschland 1952 als traumatisch und – aber das ist eine andere Geschichte – den Wunsch, nach dem Abitur nach Israel auszuwandern, als geradezu lebensrettend. Meine Kindheit war überschattet von der stillen Trauer meiner Mutter, die sich zwar hatte retten können, aber einen großen Teil ihrer Verwandtschaft verloren hatte – zumal eine geliebte Cousine ihrer Jugend, die nach Polen deportiert und dort ermordet wurde. Sprach sie mit mir, dem inzwischen achtjährigen Kind, darüber, traten ihr Tränen in die Augen, und sie fragte sich, ob es richtig gewesen war, nach dem Krieg nach Deutschland in ihre Geburtsstadt Frankfurt am Main zurückgekehrt zu sein.

Auch ich selbst habe immer wieder Erfahrungen mit Antisemitismus gemacht. Folgende Szenen haben sich mir unauslöschlich eingeprägt:

Im Alter von sechs Jahren hänselte mich ein Klassenkammerad, Sohn eines Versicherungsdirektors, nach einem Streit beim »Mensch-ärgere-Dich-nicht«-Spiel mit »Jude, Jude« und zeigte bei sich zu Hause mit dem Finger auf mich – das war 1953. Das nächste Erlebnis widerfuhr mir bei der Abiturreise nach Rom 1967, nachdem mir beim Fingerspiel mit einer Münze (à la *Blow up*) ein Hundert-Lire-Stück klingend auf den Boden der römischen Kirche Santa Maria Maggiore gefallen war. Unser Griechischlehrer drehte sich um, fixierte mich und schrie mich an: »Ha, Brumlik, wer hat die Wechsler aus dem Tempel gejagt, wer hat den Herrn ans Kreuz genagelt?«

Die dritte antisemitische Erfahrung machte ich während des Frankfurter Häuserkampfes in den 1970er Jahren, als ich mit anderen gegen die häufig auch von jüdischen Kaufleuten, insbesondere aber von einem nichtjüdischen sozialdemokratischen Frankfurter Baudezernenten ermutigte Spekulation demonstrierte. Neben mir ging ein späterer Bundestagsabgeordneter der Linkspartei, der mir tröstend den Arm um den Hals legte und sagte: »Ach, weißt du, Micha, du bist doch ganz anders als die ganzen andern Juden.«

Zwei Jahre später war ich bei einem Studienkollegen der Philosophie mit einigen anderen Kommilitonen in einer bayrischen Kleinstadt zu Gast, und wir nahmen mit seinen Eltern das Abendessen ein. Nach dem Essen kam der Vater des Hauses auf mich zu und sagte: »Wissen Sie – Sie erinnern mich an etwas – da gab es doch mal diesen Film aus der NS-Zeit, *Jud Süß* – Sie erinnern mich an die Hauptfigur.« Ich antwortete: »Kein Wunder – ich bin ja auch Jude«, woraufhin der Gastgeber erbleichte und nur noch stammelte: »Oh, oh, entschuldigen Sie bitte, so habe ich das doch nicht gemeint ...«

Die nächsten Erlebnisse stammen aus den 1980er Jahren, als ich mich in einer Fernsehsendung als Jude gegen Rassismus geäußert hatte – um zwei Tage später im Briefkasten meiner Privatadresse einen anonymen Brief mit eingeklebter Rasierklinge zu finden, in dem Folgendes stand: »Ich wünsche Dir, dass Deine Frau von einem aidskranken Nigger durchgefickt wird ...«

Was also ist »Antisemitismus« – jenes Phänomen, das mein Leben nachhaltig geprägt hat – und sei es nur durch das Leid meiner Eltern in der Nachkriegszeit? Die Wissenschaft gibt darauf verschiedene Antworten:

Unter Antisemitismus werden vielfältige Formen der Judenfeindschaft verstanden, die sich in unbegründeten, spontanen

Aktuelle Zahlen zu antisemitischen Haltungen in Deutschland

41%

Juden sprechen zu oft
über den Holocaust.

54%

Jüdische Menschen sind
gemeinschaftsorientierter als
andere in Deutschland.

21%

Juden haben zu viel
Kontrolle über die
weltweite Medien-
landschaft.

79%

Juden sind genau
wie alle anderen.

26%

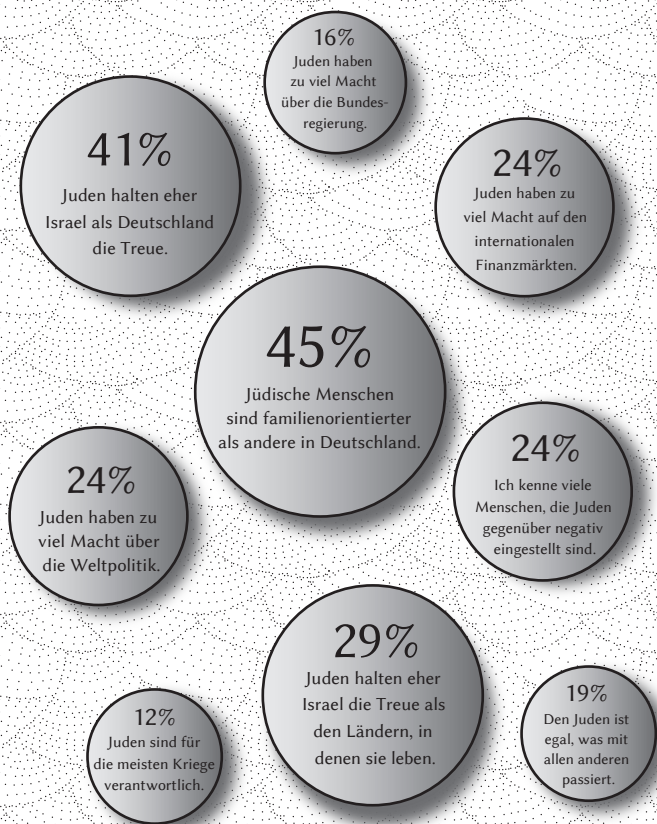
Juden haben zu
viel Macht in
der Wirtschaft.

24%

Juden meinen,
sie seien was
Besseres.

22%

Die Menschen hassen
Juden wegen deren
Verhaltensweisen.



(Abgefragt wurde die Zustimmung zu den Aussagen. Studie des Jüdischen Weltkongresses, Oktober 2019.)

Ressentiments, gegenstandslosen und der Sache nach falschen Vorurteilen sowie in individuellen, gruppenbezogenen oder auch institutionellen Verhaltensweisen (das reicht von verbaler Hetze und politischer Diskriminierung bis zum Massenmord) äußern können und auch geäußert haben. Bei alledem folgt das antisemitische Weltbild in Ost und West stets einem paranoiden Leitgedanken: Seine Anhänger sind – angesichts der objektiven Komplexität der Verhältnisse – von der Suche nach geheimen Drahtziehern im Hintergrund besessen; das Aufdecken einer (von der vermeintlich konformistischen Mehrheitsmeinung verdeckt gehaltenen) Ursache allen Übels ist ihre Leidenschaft.

Zudem neigen Antisemiten immer dazu, den Einfluss, die Macht und die Anzahl von Jüdinnen und Juden systematisch zu überschätzen. Und schließlich schreibt der Antisemitismus Letzteren in projektiver Wunscherfüllung ein Übermaß an Reichtum, sexueller Potenz, intellektueller Zersetzungskraft und innerem Zusammenhalt zu.

Judenfeindschaft äußert sich als Vorurteil (»Juden denken immer nur ans Geld«), als Generalisieren von Ressentiments (»ich kannte einen Juden, der mich abschätzig angesehen hat, so sind sie alle ...«), aber auch in Form individueller Aggressivität sowie in gezielten Erniedrigungen und Beleidigungen – bis hin zu Mord und Totschlag. Im Rahmen totalitärer, diktatorischer Herrschaft wie im Nationalsozialismus nahm Judenfeindschaft die Form eines Staatsverbrechens an. Das heißt: Jüdinnen und Juden wurden stigmatisiert (durch erzwungenes Tragen des Gelben Sterns, erzwungene zusätzliche Vornamen), entrechtet (durch das Verbot, ihre erlernten Berufe auszuüben, räuberische Besteuerung und durch den als zivilrechtlichen Verkauf getarnten Raub ihres Eigentums – die sogenannte »Arisierung«) und

schließlich ermordet (sechs Millionen europäische Jüdinnen und Juden wurden durch gezieltes Verhungernlassen, Zwangsarbeit, Erschießung und industrielles Vergasen getötet).

Auf jeden Fall war das, was heute als »Holocaust« oder mit dem Stichwort »Auschwitz« bezeichnet wird, ein singuläres Menschheitsverbrechen. Die dahinterstehende Ideologie war die eines judenfeindlichen Rassismus. Aber was genau ist Rassismus? Und worin unterscheidet sich religiöser Antijudaismus von rassistischem Antisemitismus? Zunächst ist zu klären, was Antisemitismus ist – nämlich die rassistische Erscheinungsform der Judenfeindschaft. Damit ist er allerdings bei Weitem nicht erschöpfend erklärt. Diese sehr spezielle Variante des Rassismus hat eine Geschichte, die bis weit in die Geschichte unserer westlichen Zivilisation zurückreicht.

Weder ist Antisemitismus ein lediglich auf Juden bezogener Rassismus, noch ist der europäische Rassismus letztlich nur ein Ausfluss des diskriminatorischen Denkens der christlichen oder der aufklärerischen Tradition. Vielmehr müssen beide als einander wechselseitig beeinflussende Diskurse, als ideologische Ausdrucksweisen verstanden werden. Der Rassismus ist im Zuge der europäischen Expansion entstanden, die vom Beginn der Eroberung Amerikas im 15. Jahrhundert über die koloniale Beherrschung Afrikas bis hin zur Neugliederung des vormals zum Osmanischen Reich gehörenden Nahen Osten (Irak, Arabien und Palästina) nach dem Ersten bzw. Zweiten Weltkrieg und der Gründung des Staates Israel 1948 reicht. Damit ist ausdrücklich nicht gesagt, dass andere – nichtwestliche – Kulturen nicht auch ihre ganz eigenen Rassismen entwickelt haben.

Anders als viele, auch jüdische, Forscher postulieren, war und ist Judenfeindschaft jedoch keine gesellschaftliche Natur-

konstante, auch nicht in jenem Europa, das aus dem christlichen Abendland hervorgegangen ist. Judenfeindschaft ist ein soziales Phänomen und daher auch nur aus sozialen Ursachen zu erklären, wobei der Begriff der »sozialen Ursache« nicht auf ökonomische beschränkt werden darf, sondern sozialpsychologische und ideologische Faktoren umfasst. Historisch hat sich Judenfeindschaft als Weltanschauung und Vorurteil in verschiedensten Formen geäußert. Sofern an Staatsverbrechen neben ökonomischen, territorialen und demographischen Interessen auch politische Ideologien mitbeteiligt sind, war der Antisemitismus gleichwohl die wesentliche Ursache eines weltgeschichtlich einmaligen Verbrechens: der vom nationalsozialistischen Deutschland arbeitsteilig betriebenen Ermordung von sechs Millionen europäischer Jüdinnen und Juden.

Während des Abfassens dieser Zeilen im Sommer und Herbst 2019 treibt eine neue Debatte nicht nur die deutsche Gesellschaft, sondern auch die Studierenden an US-amerikanischen Universitäten um: Es geht um die erklärtermaßen gewaltfreie palästinensische BDS-Bewegung (*Boycott, Divestment, Sanctions*), die sich offiziell für einen Rückzug Israels aus den 1967 eroberten Gebieten östlich des Jordans einsetzt, aber auch das Rückkehrrecht der 1947/48 vertriebenen palästinensischen Araber fordert. Sollte diese Forderung eins zu eins erfüllt werden, würde das das Ende Israels als eines »jüdischen Staates« bedeuten. Ist das ein Fall von – wie es neuerdings heißt – »israelbezogenem Antisemitismus«? Doch zunächst gilt es, sich die Entstehung und Geschichte des Judenhasses anzuschauen.



Judenfeindlichkeit in der Antike

Gab es Judenhass in westlichen, christlichen Gesellschaften schon immer? Oder hat es ihn sogar schon früher gegeben – in den vorchristlichen Kulturen Griechenlands und Roms? In asiatischen Gesellschaften, namentlich Indien, China und Japan, entfiel diese Möglichkeit schon deshalb, weil dort so gut wie keine Juden lebten.

Antike pagane, also heidnische, Schriftsteller, z. B. der römische Historiker Tacitus (58–120), hielten die Juden für illoyal und abergläubisch, weil sie nicht nur als Monotheisten den Kaiserkult ablehnten, sondern auch sexuelle Reinheitsgebote sowie Speiseregeln befolgten, die auf die Angehörigen anderer Religionen fremdartig wirkten und vor allem ein gemeinsames Mahl mit Nichtjuden unmöglich machten. Andere antike Autoren, vor allem Apion, ein Griechisch schreibender Autor aus Ägypten, gegen den sich der römisch-jüdische Autor Flavius Josephus (37–100) wandte, hielten die Juden für Abkömmlinge einer aus Ägypten geflüchteten Gruppe lepra-kranker Sklaven, die zudem heimlich einen Esel anbeteten.

Gleichwohl bestreitet inzwischen eine wachsende Anzahl von Altertumsforschern, dass es bereits in der heidnischen Antike eine systematisch verbreitete Judenfeindschaft gege-

ben habe. Der Feldzug des hellenistisch-syrischen Herrschers Antiochos IV. im 2. Jahrhundert v. Chr., von dem in den nicht kanonischen Makkabäerbüchern der Bibel berichtet wird, scheint eine Ausnahme darzustellen – ging es doch diesem hellenistischen Herrscher bei der Entweihung des Tempels in Jerusalem wirklich um eine Maßnahme gegen die jüdische Religion.

Mit dem Ende des erfolgreichen Aufstandes der Makkabäer gegen das judenfeindlich vorgehende Herrscherhaus der Seleukiden entstand im Jahre 175 v. Chr., also in der Zeit des Hellenismus, ein unabhängiger jüdischer Staat, der Staat der Makkabäer – der jedoch nur kurze Zeit seine Unabhängigkeit behielt: Bereits im Jahre 63 v. Chr. eroberten die Römer unter Pompeius (106–48 v. Chr.) diesen östlichen Rand des Mittelmeers und errichteten dort einen imperialen Herrschaftsverbund. Die nun »Judäa« genannte Provinz wurde von einem römischen Kurator und teilweise von einem idumäischen Herrscherhaus, den Herodianern, regiert. Nach zwei blutigen Aufständen in den Jahren 66–70 sowie noch einmal im Jahre 135 war allerdings das Ende jüdischer Staatlichkeit bis zum Jahre 1948 vorerst besiegelt. Und erst nach dem Scheitern des Aufstandes im Jahre 135 nannten die Römer die Provinz »Palästina«.

Auf jeden Fall war die Zerstörung des Tempels im Jahre 70 durch die Feldherren und Kaiser Vespasian (9–79) und Titus (39–81) eher die Niederschlagung eines antiimperialistischen Aufstandes in einer gefährdeten Provinz denn ein religionsfeindlicher Akt. Von all diesen Ereignissen berichtet die *Geschichte des Jüdischen Krieges* des schon genannten jüdischen Autors Flavius Josephus. Warum die Zerstörung des Tempels kein religionsfeindlicher Akt war? Weil Jüdinnen und Juden im Rest des Römischen Reiches in ihrem religiösen Leben

nicht eingeschränkt wurden: Das Judentum galt dort als *religio licita*, als »erlaubte Religion«, weshalb Juden nicht einmal gezwungen waren, dem als göttlich verehrten Kaiser zu opfern. Stattdessen hatten sie eine Abschlagszahlung zu leisten. Daher ist wohl nicht davon auszugehen, dass es bereits in der heidnischen Antike eine systematisch verbreitete Judenfeindschaft gegeben hat.



Christlicher Antijudaismus

Das änderte sich spätestens, als Konstantin im frühen 4. Jahrhundert als erster römischer Kaiser – wenn auch erst auf dem Totenbett – zum Christentum übertrat. Schon vorher hatte er das Christentum zur Staatsreligion erhoben. Das Christentum war ebenso wie das rabbinische Judentum im Umfeld unterschiedlicher jüdischer Glaubensrichtungen in der Zeit des Zweiten Tempels entstanden. Unter dem gegen Christen gerichteten Verfolgungsdruck der römischen Kaiser des 1. Jahrhunderts konkurrierte es zunächst mit dem Judentum, um es dann zu beerben und ihm schließlich die historische Berechtigung abzusprechen. Tatsächlich begann die systematische Judenfeindschaft erst mit der Verbreitung der christlichen Religion. In ihr stand der Begriff »Jude« aber noch nicht – wie im modernen Antisemitismus – für eine zu bekämpfende und auszumerzende »Rasse«. Im christlichen Antijudaismus stand »jüdisch« vielmehr für eine Glaubenshaltung, die vor allem durch ihre »Gesetzlichkeit« sowie ihre Ablehnung der durch den Messias Jesus erfahrenen Gnade bestimmt war.

Unter Bezug auf die Evangelien und andere Schriften des Neuen Testaments – zunächst von Juden für andere Juden, dann für Nichtjuden verfasst – wurden die Juden von der

Kirche als die für die Kreuzigung Jesu verantwortlichen Gottesmörder, als Kinder des Satans und als ob ihres Unglaubens die Erlösung der Welt verhindernde Gruppe dargestellt. Die Kirchenväter des 2. und 3. Jahrhunderts vermengten diese »theologischen« Charakterisierungen in ihren Schriften und Predigten dann noch mit den tradierten Vorwürfen aus der heidnischen Antike, die den Juden Gottlosigkeit, sexuelle Ausschweifungen sowie andere ausschließende Speisegesetze vorwarfen. Die der Kirche willfährigen römischen Kaiser hingegen suchten die Juden einerseits zu schützen und sie andererseits empfindlich einzuschränken: etwa durch das Verbot, Angehörige ihres Haushalts zum Judentum zu bekehren, oder durch das Verbot, nichtjüdische Sklaven zu besitzen.

Rom war eine der ältesten jüdischen Gemeinden der mediterranen Ökumene – Jüdinnen und Juden lebten dort schon lange vor der Zerstörung des Tempels in Jerusalem im Jahre 70: Nach ersten Ansiedlungen in der Makkabäerzeit waren es vor allem freigelassene, von Pompeius im 1. Jahrhundert v. Chr. nach Rom verschleppte kriegsgefangene jüdische Sklaven, die insbesondere in Trastevere, aber auch an der Via Appia und im römischen Stadtteil Subura wohnten. Zur Zeit des jüdischen Herrschers Herodes, also im 1. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung, lebten mindestens 8000 Juden in Rom; tatsächlich sind mehrere Synagogen aus der augustäischen Ära archäologisch belegt.

Die Prominenz der römischen Juden ist sowohl durch eine Äußerung des römischen Politikers und Philosophen Cicero bezeugt, der beklagte, dass viele Juden die öffentliche Rechtsprechung behinderten, als auch durch die Geschichte der zum Judentum konvertierten Patrizierin Fulvia. Sie gab Anlass dazu, dass unter der Herrschaft des Kaisers Tiberius (reg. 14–37)

Juden aus Rom und dem gesamten Italien ausgewiesen wurden. Auch von der Gemahlin des berüchtigten Kaisers Nero (reg. 54–68), also von Sabina Poppäa, wird berichtet, dass sie Jüdin geworden sei. Im Allgemeinen entstammten die Proselyten, also die neugewonnenen Anhänger des Judentums, der Schicht der Sklaven und Freigelassenen, während die mit der Synagoge sympathisierenden, aber nicht übergetretenen »Gottesfürchtigen« den höheren Schichten, vor allem dem Adel, anzugehören schienen.

Auch der Brief des Apostels Paulus an die Römer – eine zentrale Schrift des Neuen Testaments – belegt, dass es im Rom des frühen 1. Jahrhunderts, also vor der Zerstörung des Tempels und von Teilen Jerusalems im Jahre 70, eine große jüdische Gemeinde gab. Wenn der Apostel in einem anderen Schreiben – dem Brief an die in Vorderasien lebenden Galater – Juden und Griechen, Sklaven und Freie, Frauen und Männer aufzählt, um zu betonen, dass hinsichtlich des Glaubens an Jesus Christus kein Unterschied zwischen ihnen bestehe, bezieht er sich auf rein ethnische, soziale oder generische Unterschiede, die mit dem in der Synagoge und im Alltag praktizierten Glauben zunächst nichts zu tun haben. Die von ihm in diesem Schreiben geforderte Überwindung des Unterschiedes zwischen Juden und Griechen (Gal 3,26 f.) gilt den dem Glauben nach jüdischen Gemeinden, in denen Griechen und Judäer ebenso gemeinsam beten (sollten) wie Männer und Frauen, Herren und Sklaven.

Der Brief an die Römer aber richtete sich nicht an Christen, die es im heutigen Sinne damals noch gar nicht gab, sondern an jene Römer und Griechen jüdischen Glaubens, die meinten, die ethnische Abkunft, für die Paulus selbst die Bezeichnung »israelitisch« kannte, geringschätzen zu können. In der Hochschätzung der Erwählung Israels, also der Juden

(11,17–11,24), erwies sich Paulus dem hellenistischen Universalismus zum Trotz als direkter Vorläufer rabbinischer Theologie. Und dennoch wurde der sich selbst stolz seiner jüdischen Abkunft rühmende Apostel zum Kronzeugen des christlichen Antijudaismus, auf dem später der neuzeitliche Antisemitismus aufbauen konnte. Das lag nicht zuletzt an seiner angeblichen Kritik an der Tora – und ihren Weisungen.

Auf diese der Tora gegenüber mit Hochachtung vorgebrachte Kritik, die den Glauben an den göttlichen Erlöser über die Befolgung der göttlichen Weisungen stellte, berief sich Jahrhunderte später vor allem der lutherische Protestantismus. Paulus folgt darin ebenso wie bei seiner Abwertung des Leibes dem geläufigen, in jener Zeit auch von anderen hellenistisch-jüdischen Autoren vertretenen Weg einer Übernahme mittelplatonischer und stoischer Philosophie in den jüdischen Glauben. In gewisser Weise radikalisiert Paulus diesen Gedanken, achtet aber im Römerbrief darauf, dass der Sinn der fleischlichen Erwählung Israels nicht völlig verlorengeht. Paulus jedenfalls schätzte die Tora, das Gesetz, sei es doch »gerecht, heilig und gut« (Römerbrief 7,12). Vor allem aber respektierte Paulus die Juden als Ursprung und Wurzel auch des (christlichen) Glaubens an Jesus von Nazareth als Messias und Erlöser. Im Römerbrief 11,18 heißt es ausdrücklich: »Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich.«

So weit der Apostel, dessen Schriften in den Jahren 30–40 christlicher Zeitrechnung verfasst wurden. Wie aber ist es um die Begriffe »Juden« und »jüdisch« in den Evangelien bestellt? Im Neuen Testament, in den sogenannten synoptischen Evangelien von Markus, Matthäus und Lukas, wird der Begriff »Jude« bzw. »jüdisch« mehr oder minder neutral verwendet – etwa wenn in Lukas 2,4 davon erzählt wird, dass Joseph und

Maria in das »jüdische Land« gingen, womit eine geographische Bezeichnung gemeint ist. Juden sind demnach »Judäer«, also die Bewohner dieser römischen Provinz.

Ganz anders das Evangelium des Johannes: Dort gelten Juden als Kinder des Teufels – eine Formulierung, die die hochmittelalterliche Dämonisierung der Juden bestärkte und deren Einfluss bis auf die Seiten von Julius Streichers (1885–1946) antisemitischem Hetzblatt *Der Stürmer* reichte. In Johannes 8,44 wird den Juden, also jenen, die kamen, um an Jesus als den Messias zu glauben, ob ihres eigenwilligen Beharrens auf der Abrahamskinschaft eine Abstammung vom Teufel unterstellt: »Ihr seid von dem Vater, dem Teufel, und nach eures Vaters Lust wollt ihr tun. Der ist ein Mörder von Anfang an ...« Andererseits postuliert dasselbe Evangelium, dass das Heil von den Juden komme. (Joh 4,22)

Letztlich aber war es die von den synoptischen Evangelien überlieferte Passionsgeschichte, die die Juden zu Gottesmördern erklärte. Und der zumal im hohen Mittelalter und seit den Kreuzzügen immer wieder erhobene Vorwurf, dass die Juden Gottesmörder seien, setzt nicht nur die in den synoptischen Evangelien berichtete Geschichte von der Feindschaft der jüdischen Tempelobrigkeit gegen Jesus von Nazareth voraus, sondern auch die erst Jahrhunderte später entstandenen Trinitätslehren speziell der Konzile von Nicäa (325) und Chalcedon (451). Nur wenn der Mensch Jesus von Nazareth als Sohn Gottes göttlicher und menschlicher Natur zugleich war, kann die Kreuzigung als Gottesmord verstanden werden.

In den Evangelien jedenfalls wird nicht nur von einer Tempelpriesterschaft berichtet, die darauf dringt, dass die römische Obrigkeit Jesus richten solle. Es ist auch von den vor dem Tempel anwesenden Judäern die Rede, die der römische Land-

pfleger Pilatus vor die Wahl stellte, ob Barabbas oder Jesus freigelassen werden solle, und die für Barabbas votierten. Das Evangelium des Matthäus enthält dann die später als Eingeständnis des Mordes gewertete Selbstverfluchung der Menge vor dem Tempel: Auf des Pilatus Unschuldsbehauptung »antwortete das ganze Volk und sprach: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder.« (Mt 27,25)

Noch vor der Abfassung der Evangelien hatte sogar der auf seine pharisäische Herkunft stolze Apostel Paulus in pauschalisierender Weise alle Juden für den Tod Jesu, der noch nicht als »Gott« bezeichnet wird, in Haftung genommen: »Die Juden haben unseren Herrn Jesus getötet und die Propheten und haben uns verfolgt und gefallen Gott nicht und sind allen Menschen Feind.« (1 Thess 2,15) Der damals entstandene, die vereinzelte pagane Judenfeindschaft beerbende christlich-kirchliche »Antijudaismus« artikulierte sich bis zur Zeit der Völkerwanderung, um dann zunächst zu verstummen.

Die Art und Weise, wie einige Kirchenväter das Judentum dämonisierten, lässt sich nicht zuletzt beim Entstehen des christlich-biblischen Kanons nachverfolgen. So heißt es in der religionshistorischen Forschung, der erste biblische Kanon sei von einem Mann namens Melito von Sardes – er starb 180 n. Chr. – zusammengestellt worden: Melito bereiste Palästina und beschuldigte nach Aussagen des Kirchenvaters Eusebius von Caesarea (263–339) die Juden des Gottesmordes:

Hört es, alle Geschlechter der Völker, und seht es: Ein nie dagewesener Mord geschah in Jerusalem [...] der, der das All festgemacht hat, ist am Holz festgenagelt worden! Gott ist getötet, der König Israels ist durch Israels Rechte beseitigt worden!

Um besser zu verstehen, wie und warum sich die Wege des Christentums und des in jener Zeit entstehenden rabbinischen Judentums trennten, ist ein weiterer Blick ins 2. Jahrhundert unerlässlich.

Zunächst ist festzuhalten, dass in jener Zeit das (rabbinische) Judentum seine noch bis heute gültige Gestalt annahm. Es konstituierte sich dadurch, dass es die bisher als ungeschriebene geltende Lehre als »Mischna«, d. h. als nun niedergeschriebene Offenbarung vom Sinai, der Tora gleichstellte und später in den talmudischen Schriften auch deutete. Tatsächlich ist das Judentum nicht oder jedenfalls nicht ausschließlich die Religion der hebräischen Bibel, des von Christen sogenannten »Alten Testaments«. »Alt« bedeutete in diesem Zusammenhang nie in abwertender Weise »veraltet«, sondern im Gegenteil »ehrwürdig«.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wurden die meisten der biblischen Schriften schon im frühen 2. Jahrhundert von den aus Jerusalem verbannten Rabbinern in den galiläischen Orten Jabne und Usha gesammelt. Die förmliche Kanonisierung der sogenannten masoretischen Bibel fand freilich erst im 8. Jahrhundert in Auseinandersetzung mit den Karäern statt – einer jüdischen Gruppe, die den Talmud ablehnte. In Aschkenas, also in Mitteleuropa, nutzten die jüdischen Gemeinden sogar bis weit ins 8./9. Jahrhundert die griechisch geschriebene Septuaginta.

Gesichert ist allenfalls, dass der jüdische Gottesdienst – bereits in späthellenistischer Zeit – eine Lesung aus den fünf Büchern Mose, der Tora im engeren Sinne, vorsah. Auf jeden Fall erwähnt bereits die im 2. Jahrhundert verschriftlichte Mischna (die »zweite Lehre«) bereits dieses Ritual. Lässt sich also die Übernahme der Schriften des Tenach, also der hebräischen Bibel bzw. des »Alten Testaments«, durch die Kirche als »Enteignung« bezeichnen?

Diese Frage hat die protestantische Theologie im 18. und 19. Jahrhundert intensiv beschäftigt. Mehr noch: Bei der Ausbildung des christlichen Antijudaismus spielte eine Bibelbearbeitung, die Markion (85–160) im 2. Jahrhundert vorgenommen hatte, eine besondere Rolle – enthielt seine Fassung doch nur das Evangelium des Lukas sowie einige Briefe des Paulus. Markion gliederte also die Geschichte des Volkes Israel, dem ja Jesus entstammte, völlig aus – was nicht ohne Nachwirkung blieb. Folglich kritisierte der bekannte deutsche Kirchenhistoriker Adolf von Harnack (1851–1930) in einer berühmten Schrift diesen christlichen Theologen des 2. Jahrhunderts und plädierte daher für eine Neubestimmung des Verhältnisses der Kirche zum jüdischen Erbe:

Das Alte Testament im 2. Jahrhundert zu verwerfen war ein Fehler, den die große Kirche mit Recht abgelehnt hat; es im 16. Jahrhundert beizubehalten war ein Schicksal, dem sich die Reformation noch nicht zu entziehen vermochte; es aber seit dem 19. Jahrhundert als kanonische Urkunde im Protestantismus noch zu konservieren, ist die Folge einer religiösen und kirchlichen Lähmung.

Adolf von Harnack, der als Liberaler erwiesenermaßen kein Antisemit gewesen ist, schrieb dies gleichwohl aus der Sicht eines seiner Meinung nach fortschrittlich-modernen protestantischen Christentums und nicht aus der Sicht der Juden. Zunächst ist gar nicht zu bezweifeln, dass Letztere ob ihrer Deutung der hebräischen Bibel und der damit verbundenen Ablehnung der Messianität Jesu spätestens seit der Zeit der Kreuzzüge unter erheblichem Rechtfertigungs- und Verfolgungsdruck standen. In diesem Zusammenhang erweist frei-